

Versuch über das Schlaumeiern

Wer erinnert sich noch an die Zeit, als das Kabelfernsehen in unsere Stuben eingezogen wurde? Wohl nur noch wenige, bei sinkender Tendenz. Weil vermutlich die meisten unter uns schon mit dem Kabelfernsehen aufgewachsen sind. Und viele meinen, das Kabel – wie das Fernsehen an sich – sei eine geradezu amtliche Massnahme gewesen, was wiederum nicht erstaunt, wenn man weiss, dass heutzutage ein Fernsehgerät zum unpfändbaren Grundbedarf gehört. Wenigstens in der Schweiz.

Die Verkabelung des Landes war aber mitnichten eine Folge gesetzlicher Vorschriften und behördlichen Handelns. Es gab nie einen Beschluss, der in etwa gelautet hätte: mit Datum vom Soundsovielten müssen die Haushalte des Landes an das Fernsehkabel angeschlossen sein. Der Trick war ein anderer, ein geradezu poetisch-ästhetischer. Es waren die Fernsehantennen, die – zuerst von Ortsbildschützern, Heimatschützern, Landschaftsschützern, dann von den Journalisten, schliesslich, unvermeidlich, von den Politikern – als schandbare Behinderung unserer Aussichten gezeisselt wurden. Kein Wunder, wurden ob der ebenso natur- wie menschenfreundlichen Ansichten schier altruistisch anmutende Genossenschaften aus der Taufe gehoben. Die heute noch – freilich mit ganz anderen Absichten ausgestatteten – weitherum existierenden, in aller Regel öffentlich-rechtlichen Kabelfernsehgenossenschaften.

Natürlich hatte das Ganze weder mit dem Schutz von Ortsbildern noch mit jenem der Heimat und schon gar nichts mit jenem der Landschaft zu tun. Wer sich heutzutage in urbanen Randgebieten oder in den Weichteilen jeder hergelaufenen Stadt umschaute, sieht sich mit einer Antennenkultur konfrontiert, gegen die eine Champignonzucht bestenfalls eine Parodie wäre. Im Unterschied zu früher sind heutige Antennen nicht mehr ein Gestrüpp aus Stangen sondern eine unüberschaubare Ansammlung von Pilzen.

Hinter der vorgeschobenen Pflege unseres ästhetischen Empfindens steckte handfeste Absicht. Der im Entstehen begriffene, telephile Bildungsbürger musste verhindert und zum permanent melkbaren Fernsehkonsumenten umgepolt werden. Das ausschliesslich durch Werbung finanzierte Privatfernsehen brauchte dafür breit ausgebaute Kabelbahnen (auf deren Trassen heutzutage die Datenautobahnen gebaut werden), um die unablässig produzierten Botschaften der sie finanzierenden Werbewirtschaft in die Stuben der im Gleichschritt verblödenden Zuschauer zu karren. Und damit Letztere nicht plötzlich auf dumme Gedanken kämen, wurde alles unternommen, um sie vor der Glotze halten. Vorbei die Zeiten, als uns das Testbild den Weg ins Schlafzimmer leuchtete. Dafür hüpfte nach 23 Uhr kaum einer mehr in Kleidern über den Bildschirm. Der Voyeurismus von Seite 3 – «ich kaufe den Bligg aber nur wegen dem Sport» – wurde nahtlos in die Kanäle von Fernseh-Anstalten umgeleitet, mit speziellem Verweis auf den Wortteil Anstalten (treffender hätte eine der noch überlebenden Satiresendungen im deutschen Sprachraum kaum benannt werden können). Dass die heute ihres letzten Lesers verlustig gewordenen Verlagshäuser zu den Treibern dieser Entwicklung gehörten und somit den Tod ihrer einst stolz auf dem Papier verlegerischen Schaffens durch die oft ephemeren medialen Kapriolen getragenen Titel selbst verschuldet hatten, dürfte bald als bittere Ironie des Schicksals in den Web-Archiven like-los abgelegt werden. Heute zählt jedenfalls nur noch Reality. Ob über Kabel oder Parabol-Antenne ist unbedeutend. Hauptsache, Konsum und TV sind nicht mehr auseinander zu halten. Die Nivellierung nach unten ist auf allen Kanälen, auch auf den so genannt öffentlich-rechtlichen, volles Programm.

Der Trick mit der Ästhetik ist von Belang. Kaum eine Branche, die sich inzwischen ein faktisches Monopol nicht über parastaatliche Eingriffe zu sichern versucht hätte. Die Gesundheitsindustrie ist dafür ein schmerzhaftes Paradebeispiel, das zudem noch durch semantische Taschenspielertricks angereichert wurde. Aus Patienten wurden Kunden. Der Markt, das Hochamt der neoliberalen Ideologie, wurde nonchalant durch Staatsgarantien ausgeschaltet. Das gesetzliche Obligatorium einer Krankenversicherung wurde durch die – von den «Kunden» über deren Steuern berappte –

Prämienverbilligung in eine soziale Wohltat umbenannt. Kein Wunder, prahlen heutzutage vorwiegend Politikerinnen des nominell linken Spektrums mit dem epochalen Fortschritt, der, aus der Nähe betrachtet, aus einer unbestreitbaren Notwendigkeit eine komplett aus dem Ruder gelaufene Bereicherungsmaschine für Zulieferer und Dienstleister jeder Art gemacht hat. Wen wundert's, wenn die Prämien für diese Art Gewinnmaximierung jedes Jahr steigen und so die Gewinnerwartungen der beteiligten Akteure der «freien» Wirtschaft absichern.

Manchmal verlaufen die Dinge freilich ungewollt harzig. Etwa, wenn über Jahrhunderte eingeübte Abläufe sich zur Kultur entwickeln und sich tief in unserem Bewusstsein festsetzen und das tägliche Handeln bestimmen. In solchen Fällen bedarf es mehrere Anläufe, um die derart widerspenstige Gesellschaft auf den Weg des Gewinns (für wenige) zu bringen. Die Rede ist vom Bargeld. Seit der Erfindung der Kreditkarte in den Fünfzigern ist davon die Rede. Geklappt hat es bisher noch nicht. Aber es wird sich bald ändern. Doch der Reihe nach.

Die Plastikkarte war anfänglich das unerlässliche Accessoire des modernen, reisefreudigen Mannes, so, wie die nebenher stöckelnden Blondinen, welche sich um prosaische Dinge wie die Hotelrechnung oder die monetäre Begleichung anderweitigen glamourösen Lebenswandels an der Seite der Unbesiegbaren gefälligst nicht zu kümmern hatten. Aber wer war schon Ursula Andress, von James Bond ganz zu schweigen? Der Massenfaktor für das Kärtchen fehlte.

Man versuchte es sodann mit der Hygiene und behauptete, Geldscheine – von Münzen war schon gar nicht die Rede, es sei denn, man warf sie in Telefonautomaten ein – seien schmutzig, schlimmer noch, man hätte es mit der Übertragung von Krankheiten zu tun, wie wenn die Nutzung der Kreditkarte ein aseptischer Freibrief für den Besuch in der Maison close wäre. Ein weiterer argumentativer Fehlschlag. Dem Dümmersten dämmerte es nämlich, dass – falls das Argument stichhaltig gewesen wäre – die sich als zivilisiert bezeichnende Menschheit seit mindestens fünfhundert Jahren, jedenfalls seit Geldscheine im Umlauf waren, hätte ausgestorben sein müssen. Die nächste Attacke auf das hinterwäldlerische Verhalten der Bargeld-Romantiker kam mit dem Internet. Paypal machte zwar dessen Erfinder steinreich – man verzeihe den prähistorischen Vergleich – aber von einem Abschaffen des Bargeldes war man immer noch meilenweit entfernt. Man traute der Bezahlung durch Geisterhand nicht im gewünschten Ausmass, Bedenken zur Datensicherheit taten ihre übrigen.

Dann sollte es die Gamer-Jugend richten. Jene Menschen, deren bückender Gang auf eine noch zu besprechende morphologische Rückbildung hindeutete und die Promotoren des neuzeitlichen Nicht-Geldes prompt zu falschen Schlüssen verleitete. Auch wenn ein Teil der Nerds ihre Snickers und Mars an der Coop-Kasse und im Kiosk mit der Karte bezahlen: bares Geld behielt seinen eigenen Wert. Denn Bargeld bedeutet, ein Handel wird für alle beteiligten – ohne Dritte – nachvollziehbar und endgültig und unmittelbar abgeschlossen. Hier Ware oder Dienstleistung da Geld. Punkt.

Aber gerade jetzt wird ein neuer Anlauf gestartet. Und alles deutet auf einen Durchbruch hin. Grund dafür sind die unterschiedlich Interessierten, die sich – nur scheinbar – um unseren einfacheren Lebensalltag kümmern wollen und eine Allianz gegen das Portemonnaie geschmiedet haben. Die Banken, die hinter dem – für die Kunden – teuren Bezahlssystem stehen, müssen nicht hervorgehoben werden, ihre Interessen sind, irgendwie, legitim. Unappetitlicher wird es freilich mit den Trittbrettfahrern aus dem Silicon-Valley. Für das AGFA-Kartell bedeutet die in Aussicht stehende Ausbeutung der Datenressource ein Billionen-Dollar-Ding. Jede einzelne Zahlung, die nicht mehr bar getätigt wird, steht unter der Kontrolle und Auswertung von Apple, Google, Facebook oder Amazon (zu schweigen von Alibaba und anderen Freibeutern, die im Datenmeer ihre Netze für reiche Fischzüge auslegen). Und? Noch grauslicher wird es schliesslich, wenn man sich der geheimdienstlichen Interessen hinter den Bezahl-Modi des Einzelnen vor Augen führt. Jetzt ist auch der Staat mit an Bord. Die totale Kontrolle über das Konsumvergnügen seiner Bürger (und alles, was sich davon ableiten liesse) war noch nie so nahe wie heute. Das chinesische Sozialbonus-System ist der feuchte Traum hiesiger Verteidiger unseres christlich-abendländischen Wertesystems. Und Eric Blairs *1984* eine Gute-Nacht-Geschichte für Waldorf-Kinder. Es fehlte aber ein

entscheidender Faktor: das zwingende Argument, das dem dümmsten Schaf in der Herde den Weg zum Salzblock weist. Es ist die Angst vor dem Tod. Genauer: die zur potenziellen Tötungsabsicht herbeigeschriebene Kontaktnahme über das Bargeld. Wer will schon seine Kioskfrau umbringen, nur weil man seine Zigaretten bar bezahlt. Oder sich von der Frau hinter dem Plexiglas um die Ecke bringen lassen, weil diese einem das Rückgeld für die – nebenbei tödlichen – Zigaretten in die Hand drücken will.

In diesem Zusammenhang auf das Impfen gegen Krankheiten hinzuweisen, mag vorerst abstrus erscheinen. Doch entscheidend ist nicht das konkrete Anwendungsgebiet sondern die Mechanik dahinter, die Methode. Um vorschnellen Vorverurteilungen vorzubeugen, sei hier ohne jeden Unterton festgestellt: der Schreibende hält Impfen grundsätzlich für sinnvoll, für einen echten Fortschritt in der menschlichen Entwicklung (eine andere Einschätzung wäre angesichts der mit eigenen Augen in Afrika vor Ort tagtäglich beobachteten humanen Katastrophen, denen Menschen durch Kinderlähmung, Tuberkulose oder Gelbfieber ausgesetzt sind, nur zynisch). Es ist freilich eine ganz andere Frage, ob diese Impfung – gegen welche Krankheit auch immer – durch Überzeugung oder durch faule Tricks durchgesetzt wird. Was derzeit in Europa abläuft, lässt letzteren Schluss befürchten.

Um an den Anfang zurück zu kommen. Kein Politiker, der noch alle Tassen im Schrank hat, würde jemals öffentlich eine Impfpflicht – das Wort Zwang wurde von den Kommunikationsstäben tunlichst ausgemerzt, auch wenn die repressive Nachachtung, die beispielsweise der Maskenpflicht durch den Staat verschafft wird, nichts anderes ist als Zwang – gegen das Virus der aktuellen Saison verlangen.

Man greift auf bewährte Methoden zurück. Der des Impfens Unwillige soll nicht – zumindest nicht öffentlich – verfolgt werden, dafür werden alle Geimpften mit der so genannten Normalität belohnt. Das muss man sich einmal nüchtern vor Augen führen lassen. Um mit meinen Kumpels ein Bier trinken zu können, ohne dabei mit einer ohnehin fragwürdigen Maske bis zum Tresen vorgestossen zu sein und darüber hinaus noch einen Unbedenklichkeitsausweis, sprich Test, bei mir zu tragen, soll ich mich gefälligst mit einem Impfstoff abfertigen lassen. Das ist eine ganz neue Art des Totalitarismus. Aber eigentlich ist es die alte Tour. Man gaukelt das Gemeinwohl vor, um das politische oder wirtschaftliche Interesse zu verwedeln.

Der Unterschied liegt allerdings bei den überprüfbaren Realitäten. Diese faktische Diskriminierung einzelner Mitglieder einer sich als demokratisch, solidarisch, gar empathisch erklärenden Gesellschaft fusst auf einer fatalen Absenz der Wahlfreiheit. Während Politikerinnen vornehmlich – und irritierend – linker Provenienz unerbittlich Nicht-Geimpfte als Parias der Gesellschaft sehen möchten, bleibt die nüchterne Feststellung, dass es gar keinen frei verfügbaren Impfstoff gibt. Da wirkt die peinliche – durch stetes Wiederholen nur noch peinlichere – Behauptung der für das Impfen zuständigen Beamtin, wonach die Schweiz das erste Land in Europa gewesen sei, das jemanden geimpft habe, wie ein Zitat aus Dürrenmatts unnachahmlichen Komödien (etwa die Physiker). In beiden Fällen läuft es auf eine bittere Tragödie hinaus.

Die vor diesem Hintergrund im Hohen Haus des Schweizer Senats (sprich Ständerat) diskutierten Privilegien für Geimpfte rücken unweigerlich die an den Anfang gestellte Frage nach den Tassen im Schrank in den Vordergrund. Denn ein Impfwang, selbst eine sprachlich geschönte Impfpflicht, wirkt angesichts der für das Volk nicht vorhandenen Handlungsoption irgendwie – wie soll man es anständig formulieren? – abstrus. Die Kommunikation zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft scheint ernstlich gestört zu sein. Oder vielleicht ist einfach nur so, dass sich die Gewählten als Auserwählte betrachten und sich deshalb um die Realitäten foutieren können.

Erfolgreiche Anpassungen an sich verändernde Umstände setzen bei einer gesetzten Gruppe von Wesen üblicherweise eine generationenübergreifende Mutation voraus. Eine seit Darwin zum Axiom gewordene Erkenntnis, der sich lediglich eine wachsende Zahl einseitig von Burgern und Donuts ernährten übergewichtigen Menschen auf dem nordamerikanischen Kontinent widersetzt.

Blickt man sich im heutigen Alltag vorurteilslos um, ist eine zwar schleichende, nichts desto trotz fundamentale Veränderung in der Körperhaltung des modernen Menschen festzustellen. Ist es bloss die zum Bückling neigende Haltung, die dem unablässigen Nutzen des zum extra-korporellen Organ herangewachsenen Handy geschuldet ist? Eine offene Frage. Fraglos hingegen ist die beobachtbare Nutzung der oberen Extremitäten, der Hände und Arme. Es werden nur noch rudimentäre Übungen ausgeführt, oft begleitet von Grunzen oder anderweitigen Gefühlsausbrüchen, die sich aus der mittlerweile stillgelegten Sprachfähigkeit ergeben.

Die unstrittigen Verhaltensänderungen und Rückbildungen der Kommunikationsfähigkeiten eröffnen sich jedem, der mehr als fünf Minuten auf einem Bahnsteig verbracht hat und nicht notwendigerweise Konrad Lorenz heißen muss. Die sich hier tagtäglich offenbarende Mutation des Homo Sapiens Sapiens führt uns zwangsläufig in die unangenehme Nähe zum Schimpanse. Je nach Forschungsarbeit gibt es 98,9 Prozent und mehr genetische Übereinstimmung zwischen ihnen und uns.

Jane Goodall, die längst den Nobelpreis verdient hätte – ihn aber wegen der Irrelevanz für die Wirtschaft wohl erst postum verliehen bekommen wird – beobachtete als Erste, dass Schimpansen Hammer und Amboss benutzen und in gut organisierten Gruppen Jagd auf andere Affen zwecks Nahrungsbeschaffung machen – das heisst: Fleisch, Proteine. Nun ist es ja heute so, dass die Körperhaltung der meisten Menschen wie oben beschrieben zunehmend jener der Schimpansen im Kongo entspricht. Man bückt sich, um mit irgend etwas, notfalls mit blossen Fingern, auf ein flaches Irgendetwas zu hämmern, um daraus Schlüsse, allenfalls Nahrung wie Nüsse oder Ameisen zu ziehen. Wer den Trick am besten beherrscht, hat bessere Aufstiegs- und Überlebenschancen in der Gruppe. Das Resultat ist nicht wirklich vorteilhaft – für die Menschen.

Schimpansen waren vermutlich die ersten Schlaumeier, die den Mitgliedern ihrer Gesellschaft das Fell über die eigenen, grossen Ohren zogen. Ihre nahen Verwandten auf den Bahnsteigen dieser Welt werden die letzten sein.

Diego-Suarez, australer Herbstanfang 2021/SF